



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



ZÜLFÜ LIVANELI

UNRUHE

ROMAN

Aus dem Türkischen
von Gerhard Meier

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Huzursuzluk«
im Verlag Doğan Kitap, Istanbul

© 2017 by Ömer Zülfü Livaneli

Für die deutsche Ausgabe

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung eines Fotos von © GettyImages/Caowei und

Granefeldt, Lena

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96267-3

Für Ülker und Aylin

*Mit Dank an meinen Freund Necati Yağcı, der
mir über Mardin so vieles beigebracht hat*

*In dieser kleinen Welt ist jeder verletzt,
namenlos, am falschen Ort.*

FERNANDO PESSOA, DAS BUCH DER UNRUHE

*In deinem Gesicht habe ich das meine gesehen,
und auf deinen Lippen meine Stimme gehört.*

IBN ARABI

Weißt du, was Harese ist, mein Junge? Es ist ein alter arabischer Begriff, von dem sich unsere Wörter für Gier, gierig und Habgier ableiten. Lass mich dir erklären, was genau mit Harese gemeint ist. Du weißt ja, dass man das Kamel auch Wüstenschiff nennt. So ausdauernd ist das gesegnete Tier, dass es ohne einen Bissen Nahrung, ohne einen Tropfen Wasser drei Wochen lang unentwegt durch die Wüste ziehen kann. Dort aber wächst eine Distel, auf die das Kamel sehr erpicht ist. Sobald es eine sieht, rupft es sie ab und kaut darauf herum. Die scharfen Dornen reißen ihm das Maul blutig, und mischt sich das salzige Blut mit dem Geschmack der Distel, labt sich das Kamel erst recht daran. Je mehr es kaut, umso mehr blutet es und kann vom eigenen Blut nicht genug bekommen, und lässt man es gewähren, verblutet es. Siehst du, so etwas nennt man Harese. Im Nahen Osten ist es seit jeher üblich, dass man sich gegenseitig umbringt und nicht merkt, wie man sich dabei selbst tötet. Man berauscht sich am eigenen Blut.

DIE REISE ZU HÜSEYİN

VOM ROTEN WIND VERSCHLUCKT

»Und wenn du mich zurück in deinen Bauch steckst, Mama, schützen kannst du mich nicht mehr!«

Das war das Letzte, was er zu seiner Mutter gesagt hatte. Die wischte sich nun mit einem weißen Kopftuchzipfel die Tränen aus den rotgeweinten Augen und wiederholte immer wieder diesen einen Satz. Den hatte damals auch Hüseyins Schwester Aysel gehört, denn auch sie hatte vor der Tür gestanden, als ihr Bruder für immer gegangen war. Sie hatte ihn noch umarmt, doch er hatte ihre Geste nicht erwidern können, so furchtbar geschwächt und der Welt entfremdet war er schon gewesen. Den linken Arm hatte er allein schon wegen seiner Schusswunde nicht mehr hochgebracht. »Irgendwie muss er gewusst haben, dass er in den Tod ging«, sagte Aysel später. »Ich ahnte, dass wir nichts für ihn tun konnten, und das alles wohl nur wegen dieser Frau.«

»Und wenn du mich zurück in deinen Bauch steckst, Mama, schützen kannst du mich nicht mehr!«

Das waren nicht Hüseyins letzte Worte überhaupt, aber doch der letzte Satz beim Abschied von Mutter und Schwester. Der Vater war längst verstorben, die Brüder beide in Amerika.

Als ich zu Hüseyins Familie nach Mardin flog, waren Häuser und Straßen der altehrwürdigen Stadt an der syrischen Grenze mal wieder in roten Staub gehüllt, als habe ein versierter Theaterregisseur sich für Hüseyins düstere Prophezeiung und den brennenden Schmerz seiner Familie um die passende Kulisse bemüht. Ich kannte diese roten Staubwolken. Schon zu Kinderzeiten, als ich Hüseyins Schulkamerad war, wehte es aus der syrischen Wüste so heiß zu uns herüber, dass wir kaum atmen konnten und sandrot eingefärbt wurden. Wenn die roten Winde aufkamen, räumten die Händler ihre Ware weg, jeder flüchtete sich nach drinnen, und wer draußen blieb, schleppte sich mit einem Taschentuch vor dem Mund hustend dahin. Als ich nun nach Jahren in meine Heimatstadt zurückkehrte, stellten sich die roten Wolken zum Empfang wieder ein.

Und das hatten sie auch getan, als Hüseyin sich von seiner Familie verabschiedete. Als sie ihn an der Tür zum letzten Mal gesehen hätten, erzählte Aysel, sei sein Gesicht vor lauter Staub ganz rot gewesen. Die Mutter habe, wie es bei uns Brauch ist, Wasser hinter ihm her geschüttet. »Denk nicht so schlimme Sachen, Junge! Geh wie das Wasser, komm wie das Wasser!« Aber da sei er von der roten Wolke schon verschluckt worden.

»Blutverschmiert habe ich das Gesicht meines Jungen zum letzten Mal gesehen«, sagte die Mutter, und zu Aysel gewandt: »Sprich ja in diesem Haus den Namen dieser Teufelin nicht mehr aus. Sie hat meinen herrlichen Jungen auf dem Gewissen, hat unsere Familie zerstört. Wo sie hintritt, bringt sie Unheil. Nenn sie gefälligst nur noch Teufelin.«

Da wurde ich erst recht neugierig auf die Frau und auf alles, was Hüseyin zugestoßen war. Hier in Mesopotamien war er verletzt worden, dann musste er ausgerechnet nach Ame-

rika, um dort umgebracht zu werden. Hier angeschossen, dort drüben erstochen, was für ein Schicksal!

Bevor Hüseyin knapp zwei Monate nach seiner Ankunft in den USA in der Notaufnahme eines Krankenhauses in Jacksonville sein Leben aushauchte, brachte er noch mehrfach heraus: »Ich war ein Mensch.« Einer seiner Brüder erzählte später, da niemand den Satz verstand, habe ein indischstämmiger Arzt ihn mit dem Handy aufgenommen. Er spielte ihn später den Brüdern vor und wollte wissen, was er bedeutete. Erst meinte der Arzt, sie hätten ihn wohl nicht genau übersetzt, denn es müsse doch eher heißen »Ich bin ein Mensch«, doch die beiden bestätigten, Hüseyin habe eindeutig die Vergangenheitsform benutzt und somit gesprochen wie ein Toter.

Im nach Mardin übersandten Totenschein hieß es, der türkische Staatsbürger Hüseyin, 32 Jahre alt, weiß (*caucasian* stand genau da), sei am 26. Juli 2016 um 23.44 Uhr den schweren Verletzungen erlegen, die ihm durch Stiche in die Bauch- und Nierengegend beigebracht worden seien.

Vielleicht sollte ich erst mal erzählen, wie ich in die Sache überhaupt verwickelt worden bin. Eines Vormittags saß ich wie üblich gegen elf Uhr in der Redaktionskonferenz unserer Zeitung, und alle an dem ovalen Tisch spuckten aus, was sie zu bieten hatten. Kollege Recep, den wir mit dem Spitznamen Kommissar aufzogen, wartete wie jeden Tag mit blutigen Meldungen und noch blutigeren Fotos auf, die unsere Seite drei zieren sollten. Wenn er auf seine unnachahmliche Art davon schwärmte, er habe wieder etwas ganz Besonderes, dann wussten wir schon, dass wir auf einen grässlichen Verkehrsunfall oder ein Verbrechen gefasst sein mussten, auf jeden Fall aber auf eine irgendwie verstümmelte Leiche. Je mehr Blut zu se-

hen war, desto fantastischer fanden wir ein Foto in unserer Zeitungssprache. Er fing mit dem an, was quasi sein tägliches Brot war, nämlich mit an Frauen begangenen Verbrechen. Ein Mann hatte mitten auf der Straße seine Ex-Frau erstochen, ein Polizist mit der Dienstwaffe seine Frau erschossen und sich danach selbst gerichtet; so ging es fort und fort. Zum Abschluss eine Meldung, die ihm nicht sonderlich wichtig schien. In Jacksonville in den USA war ein zweiunddreißigjähriger Türke namens Hüseyin Yılmaz in der von seinen Brüdern betriebenen Pizzeria von Rassisten mit Messerstichen so schwer verletzt worden, dass er im Krankenhaus nicht mehr gerettet werden konnte. Der Bürgermeister der Stadt hatte die Tat in einer Mitteilung scharf verurteilt und von Islamfeindlichkeit gesprochen. Ein blutiges Bild war nicht dabei, da dergleichen in den USA nicht veröffentlicht wurde, doch die Zeitung hatte über das Einwohnermeldeamt von Mardin ein Foto von dem Mann aufgetrieben. Unser Chefredakteur ordnete an, die Meldung nur klein zu bringen, da sie höchstens für religiöse Leser von Interesse sei; ich aber stutzte wegen etwas ganz anderem. Wenn jemand Hüseyin Yılmaz hieß, aus Mardin stammte und zweiunddreißig Jahre alt war, konnte er eigentlich niemand anderes sein als mein alter Schulkamerad Hüseyin; es sei denn natürlich, damals wären dort tatsächlich zwei Hüseyin Yılmaz auf die Welt gekommen. Ich fragte Kommissar Recep, aus welcher Gegend von Mardin der Mann stamme, und als er Kızıltepe antwortete, gab es für mich keinen Zweifel mehr, dass der in Amerika umgebrachte Mann tatsächlich der schwächliche, hellwache Junge war, mit dem ich jahrelang die Schulbank gedrückt, Celikçomak und Murmeln gespielt und aus Nestern Vogeljunge geholt hatte.

Als ich in Mardin ankam und unseren wie durch ein Wun-

der noch immer nicht zugebauten Platz widersah, auf dem allerdings niemand mehr Celikçomak spielte, kam mir aus der Welt der Kindheit jener Hüseyin von damals in den Sinn, und ich stellte ihn mir beim Celikçomak vor. Bei diesem Spiel musste man mit einem Stock auf ein kleineres, auf einem Stein balancierendes Stöckchen so geschickt schlagen, dass es in die Luft flog, und es dann gleich wieder treffen und so weit wie möglich wegschlagen; in späteren Jahren war mir das als eine Art Baseball für Arme erschienen. Auf einmal hatte ich das Gefühl, wieder selbst so einen Stock in der Hand zu halten, und war ganz verblüfft, wie schnell die Bilder von damals sich wieder einstellten. Nicht nur Hüseyin sah ich vor mir, sondern auch die anderen Freunde: Mehmet, Raif, Safer, Fikret, Münir, Tahir. Der kleinste und dünnste von uns war stets der spitzgesichtige Hüseyin gewesen. Beim Armdrücken machte er nie mit, weil er sich von vornherein geschlagen gab. Im Koranunterricht dagegen, in den wir allesamt geschickt wurden, war er der gelehrigste. Wenn wir in dem kahlen Raum vor den Holzpulten niederknieten und aus den Umhängetaschen das Heft mit dem arabischen Alphabet herausholten, las er mühelos die Buchstaben ab: Elif, Be, Te, Se, Cim, Ha ... Ganz verdattert waren wir, als er einmal sagte, am liebsten würde er eine Sekunde lang das Gesicht des Propheten sehen und gleich darauf sterben. Überhaupt steckte er voller Todesgedanken. Von dem roten Wind behauptete er, der werde uns als Zeichen für den Jüngsten Tag geschickt, damit wir uns nicht mit irdischem Tand begnügten. Da lachten wir nur, bis uns vor lauter Wüstensand im Mund die Zähne knirschten, dann hielten wir uns irgendein Tuch vors Gesicht und machten, dass wir nach Hause kamen. Dass wir mit Gummischleudern Vögel jagten, warf er uns als Sünde vor, worüber wir nur

spotteten. »Isst du etwa keine Hühner, das sind doch auch Vögel, bloß dass sie nicht fliegen!«

Da wiegte er gedankenvoll den Kopf. »Na ja«, sagte er, »wer weiß, ob nicht gerade dieser Vogel von den Mauerseglern abstammt, die aus ihren Schnäbeln Steine auf die Soldaten des Götzendieners Abraha geworfen haben, als der mit Elefanten gegen Mekka loszog.«

Darauf spuckte der frechste von uns, nämlich Ismail, kräftig auf den Boden und sagte: »Leck mich doch am Arsch, Hüseyin. Musst du uns hier alles versauen? Geh lieber heim und verdirb uns nicht den Spaß.«

Unser Lehrer Cemal erklärte uns einmal, was eine Fatwa sei, und fragte dann, wer von uns wohl in Frage käme, selbst einmal eine Fatwa zu sprechen. Als wir uns wie ein Mann zu Hüseyin umdrehten, musste Cemal lachen: »Stimmt schon, wenn überhaupt einer von euch, dann Hüseyin. Der Junge wird uns noch ein Mullah.«

Die Tage schienen damals länger zu dauern, die Sonne später unterzugehen, die Zeit langsamer zu verstreichen, und um nicht ganz und gar vor Langeweile zu vergehen, erfanden wir Spiele, saßen unter der glühenden Sonne, bis uns schwindlig wurde, zeichneten mit Stöcken in den Sand, vertrieben uns die Stunden mit Reifentreiben und Kreiselpeitschen, und als ich so daran zurückdachte, kam mir das alles vor wie aus dem Leben eines anderen Menschen und nicht zu meinem Ich gehörig, jenem Ich, das in Istanbul von Termin zu Termin eilte, im Verkehr steckenblieb und mit hängender Zunge zu Sammeltaxi, Bus und Metro hetzte. Es war, als sei ich durch einen merkwürdigen Traum in ein anderes Ich hineingeraten. Welches würde die Oberhand gewinnen? Etwa das Ich des furchtsamen Jungen, dem vor Jahr und Tag die Eltern – der

Vater ein Mekkapilger, die Mutter mit Kopftuch – hinterhergewinkt hatten, als er zum Studieren in die große Stadt geschickt worden war? Mir schien, dass dieses Ich, seit ich in Mardin war, auf vielfältige Weise wieder hervorspitzte. Ich erinnerte mich, wie ich von meinen aufgeschürften Knien, die gerade erst wieder verheilten, mit peinigendem Genuss den Wundschorf abkratzte, bis die rosa Haut zum Vorschein kam. Wie mir im Hammam Seife in die Augen geriet, wenn meine Mutter mich wusch und mir immer wieder heißes Wasser über den Kopf goss, und wie sie mir gnadenlos die Haut abrieb, was besonders unter den Achseln und in der Leistengegend wehtat, und wie es aus den mit rotgestreiften Badetüchern abgetrennten und für uns Kinder verbotenen Bereichen streng herausroch (wir wussten damals noch nicht, dass die Frauen sich dort enthaarten), und wie durch die runden Löcher in der Hammam-Kuppel Lichtsäulen hereinschienen, in denen träge Staubkörner tanzten; kurz gesagt erinnerte eher mein Körper als mein Geist sich an das Land meiner Kindheit, das in mir hochkroch wie langsam ansteigendes Wasser.

Mir Hüseyin als Erwachsenen vorzustellen, fällt mir hingegen schwer. Gerade so, als wäre in Mardin der schwächliche Junge von damals angeschossen und in Amerika mein schwermütig dreinblickender kleiner Freund erstochen worden.

Auf den Bildern, die in der Zeitung eintreffen, und später im Familienalbum der Familie blickt mir jedoch ein junger Mann entgegen, der ganz anders wirkt, abgesehen vom Blick, der einzigen Spur aus der Kindheit noch, die nicht verwischt wurde. Spärliches Haar, runde Stahlbrille, schmales Gesicht, dünne Lippen, sichtlich schüchtern. Ohne jegliches Merkmal, das einem haften bliebe. Seine Mutter (Tante Adviye nann-

ten wir sie, und sie erschien uns damals schon alt; nun ist sie eine gebückte, typisch osttürkische Frau mit faltigem Gesicht) reicht mir das Album mit den Worten, ich solle es ihr ja zurückgeben, denn etwas anderes sei ihr von ihrem Sohn nicht geblieben.

Ich frage sie, ob auch ein Bild jener jungen Frau darin sei. Mit heftiger Geste wehrt sie ab, nein, von der Teufelin sei da kein Foto, sie habe zwar eines gehabt, doch um noch mehr Schaden vom Haus abzuwenden, habe sie aus dem Bild erst die Augen herausgeschnitten und es dann im Ofen verbrannt und dazu ein paar Suren aus dem Koran aufgesagt. Damit nicht mal die Seele der Frau ins Haus gelange, habe sie an den Wänden Steppenraute aufgehängt und überall Blattsalat ausgelegt.

Wie ein eiskalter Wind, der einem ins Gesicht schlägt, wenn man das Fenster aufmacht, wird mir da auf einmal klar, was mich in dem alten zweistöckigen Haus so befremdet. Es liegt tatsächlich überall Salat herum: auf dem Fernseher, der Couch, den Beistelltischchen, den Sesseln, überall frischer grüner Salat. Auch an den Türen hängt welcher, an der Haustür, am Balkon und sogar draußen im Hof. Falls Tante Adviye aus Schmerz um ihren Sohn nicht selbst verrückt geworden ist, bringt sie mit dieser Salatorgie zumindest ihre Gäste um den Verstand. Ich will sie fragen, was es mit der Sache auf sich hat, aber sie nimmt gerade den an der Wand hängenden Koran aus seiner Schutzhülle, küsst ihn drei Mal und legt ihn sich kurz auf den Kopf. Aysel gibt mir mit einer Geste zu verstehen, sie werde mir das später erklären, also schweige ich. Mit dem Album in der Hand und dem Salat im Kopf gehe ich ins Hotel. Als ich Aysel wieder treffe, bin ich mir sicher, dass sie mir erläutern wird, ihre Mutter sei leider nicht mehr ganz bei Verstand,

doch weit gefehlt. Sie sieht mich aus ihren Brombeeraugen an, in denen ich mich schon früher so gern verlor, und erklärt, mit dem Salat habe es schon seine Bewandnis, vor dem habe sich die junge Frau nämlich gefürchtet.

»Vor Salat?«

»Ja. Deswegen ist ja auch alles herausgekommen.«

»Was?«

»Dass sie eine Teufelin ist.«

»Was hat das mit Salat zu tun?«

»Wussten wir zuerst auch nicht. Wir waren genauso verblüfft wie du.«

Da nicht gut sowohl die Mutter als auch die Tochter verrückt geworden sein können, muss hinter der Sache mit dem Salat etwas stecken. Die ganze Geschichte zieht mich immer mehr in ihren Bann, aber ich weiß nicht, wie ich die vielen disparaten Elemente unter einen Hut bringen soll. Die sogenannte Teufelin, mein Schulfreund Hüseyin, der sich in sie verliebt, der Anschlag in Mardin, sein Tod in den USA, und dann der Salat ...

»War diese Meleknaz Hüseyins Frau?«, frage ich Aysel.

»Sie haben Hochzeitsvorbereitungen getroffen, das hat sich aber hingezogen, denn Meleknaz war hierher geflohen aus Syrien.«

»Ach, eine Syrerin?«

»Ja, er hat sie in einem Flüchtlingslager kennengelernt. Da konnte er natürlich noch nicht ahnen, dass es ihn mal das Leben kosten wird, wenn er sich dermaßen in sie ...«

Der Satz erstickt in einem kleinen Schluchzer.

»Verliebt?«, frage ich.

»Ach woher«, erwidert sie aufbegehend. »Man verliebt sich doch nicht in den Teufel. Verführt hat sie ihn, wer weiß, mit

was für Tricks. So, dass er sogar seine Verlobte verlassen und seine ganze Familie gegen sich aufgebracht hat.«

»Ach, Aysel, das wird ja immer komplizierter. Kannst du mir nicht alles der Reihe nach erzählen?«

»Nein, jetzt nicht. Morgen kommt Hüseyins Leichnam, da ist die Beerdigung. Ich bin sowieso schon mitgenommen und muss auch noch alles Mögliche erledigen.«

Dann geht sie, mit ihren nach wie vor herrlichen Augen, und lässt mich verwirrt zurück, voller Fragezeichen.

Am Abend ziehe ich durch die engen Gassen der antiken Altstadt, komme an Werkstätten vorbei, in denen aramäische Meister filigrane Silberarbeiten fertigen, und irgendwann bin ich aus der Stadt heraus und steige wie damals als Jugendlicher auf den Hügel, auf dem die Kasımiye-Medrese steht. Von dort oben liegt einem die Ebene zu Füßen und man vermeint, ganz Mesopotamien zu überblicken. Die untergehende Sonne taucht die Burganlage von Mardin und die alten Steinhäuser in glühendes Rot. Mir ist, als wäre die Zeit stehengeblieben und mit ihr alle, die dieses Land hier schon bevölkert haben, seien es nun Kreuzfahrer, Tamerlans Mongolen, Artukiden, Seldschuken, Aramäer, Araber, Türken oder Kurden. Dass man in Istanbul losfliegen und sich kaum zwei Stunden später in die jahrtausendealte Geschichte Mesopotamiens versenken kann, löst ein seltsames Gefühl in mir aus, nicht eigentlich Melancholie und auch nicht einfach Verblüffung, ich weiß nicht, irgendeine vage Sehnsucht. Ich fühle mich weit weg von der Hektik meines Lebens in Istanbul, von meiner Frau, von der ich mich gerade getrennt habe, von der anstehenden Mühsal der Scheidung, der ständigen Nachrichtenjagd in der Zeitung, meinem Schreibtisch, meinem Computer. Jenseits der syrischen Grenze sehe ich in der Ferne die Stadt Qamischli.

Von der Großen Moschee ertönt der Gebetsruf, gleich danach auch von den anderen Moscheen. Mir läuft ein Schauer über den Rücken. Auch die Große Moschee hat in meinen Kindheitserinnerungen ihren Platz. Errichtet hat das schöne Gebäude ein christlicher Architekt, nicht weiter verwunderlich in dieser Stadt, in der so viele Glaubensrichtungen sich vermischten. An hohen Feiertagen wurden wir früh geweckt, vollzogen am Moscheebrunnen unsere rituellen Waschungen und nahmen gemeinsam mit unseren Eltern am Festtagsgebet teil.

Mit der Dunkelheit befällt mich Schwermut. Die Ebene wird immer konturenloser und verschwimmt zu einem endlosen Ozean. Fast ist mir zum Weinen zumute, doch weiß ich nicht warum. Mir fällt ein altes arabisches Gedicht ein, das mein Großvater mir beigebracht hat: Vornehme Menschen seien selbst in frohen Momenten von Traurigkeit angehaucht, während niedrigere Geister sich auch in großer Not ihre Fröhlichkeit bewahrten. Der Tenor des Gedichts passte gut zu jener trostlosen Atmosphäre damals, in der die Menschen kaum lachten, Frauen und Kinder sich in Gegenwart der Männer des Hauses nicht laut unterhalten durften, das Radio, aus dem arabische Lieder tönnten, sogleich ausgemacht wurde, wenn der Großvater oder der Vater nach Hause kam, und wo bei den rasch eingenommenen Mahlzeiten jedermann schwieg.

Als ich die von artukidischen Sultanen erbaute Kasımiye-Medrese verlasse, wird mir klar, was mir so zusetzt: meine Einsamkeit. Ich bin allein in dieser Stadt. Wer von meiner Familie noch lebt, ist nach Ankara oder Izmir gezogen, und auch zu diesen Menschen habe ich keinen Kontakt mehr; meine Familienbande muss ich irgendwie gekappt haben. Mein Großvater und meine Eltern wiederum sind auf dem Friedhof. Dies ist nicht mehr meine Stadt. Die auf tausendjährige Stein-

häuser aufgepflanzten Etagen aus billigen Ziegeln, der wie aufgeschlitztes Gedärm aussehende Wirrwarr aus Strom- und Telefonkabeln, all diese Hässlichkeiten, die nun vom Dunkel kaschiert werden.

Aus den Häusern dringt mattes Licht. Als wäre mit der Dunkelheit sämtliches Leid der mesopotamischen Geschichte auf die Stadt herabgesunken. Auf einmal gelüstet es mich nach Alkohol. Hunger habe ich keinen, aber ich will unbedingt etwas trinken. Nach allem, was ich so gelesen habe, ist Alkohol heutzutage in Mardin sehr schwer zu bekommen. Im Hotel wird keiner ausgeschenkt, in den Gaststätten auch nicht. Dabei war die Stadt früher berühmt für ihren aramäischen Kirschwein, und ebenso für den Reyhani-Tanz, bei dem man sich ein volles Raki-Glas auf die Stirn stellt, sich dann im Rhythmus der Musik, die Knie mal nach rechts, man nach links drehend, mit dem Oberkörper immer weiter nach unten und schließlich wieder nach oben bewegt, ohne dabei auch nur einen Tropfen zu verschütten.

Zu meiner Kindheit war der Islam in Mardin noch anders. Wenn wir an meiner betenden Großmutter vorbeiliefen oder ihr gar auf den Rücken kletterten, fürchtete sie zwar, ihr Gebet werde dadurch ungültig, doch wehrte sie sich nur so, dass sie gutmütig ihre Gebetsformeln mit lauter Stimme wiederholte. Bestand im Ramadan ein Kind darauf, auch zu fasten wie die Erwachsenen, hieß es, na gut, dann faste eben drei Mal, einmal am Anfang, einmal in der Mitte und einmal am Ende, dann hängst du an die Drei eine Null und schon hast du deine dreißig Fastentage beisammen. Derart liebevoll ging es zu. So sehr wir fasten wollten, hielten wir doch nicht durch, tranken heimlich Wasser und stibitzten aus der Küche Essen, und obwohl unseren Eltern das nicht entging, machten sie

uns keine Vorwürfe, sondern sagten beim Fastenbrechen auch zu uns: »Möge Gott es annehmen.«

In der Stadt, in der Schule, überall waren Aramäer, Muslime, Juden und Zoroastrier miteinander befreundet und feierten gemeinsam die jeweiligen Feiertage. Jetzt dagegen verkommt die Stadt unter dem Schatten eines in sich gekehrten, verhärteten, wütenden Islams.

Wenn das andere Ich an der Vaterhand durch die Straßen ging, wurde ihm fast schwindlig von der Mischung aus Anis- und Grilldüften, die manchen Restaurants entströmte. Das roch so gut und so ganz anders als das Essen zu Hause, dass das Kind – wenngleich auch daheim Raki getrunken und an aramäischem Kirschwein genippt wurde – sich vorkam wie in einer anderen Welt. Nun hingegen erscheinen mir die Straßen dunkler als damals, freudloser, öder. Es ist eine Stadt, in der vieles aufeinanderprallt: der Islamische Staat, die PKK, die Armee ... Eine Stadt voller Angst.

Aus der Ferne höre ich Schüsse und Hundegebell. Um das seltsame Gefühl loszuwerden, in einer verlorenen Stadt zu sein, gehe ich ins Cercis Murat Konağı, das einzige Restaurant in Mardin, in dem Alkohol ausgeschenkt wird, vielleicht gerade, weil es einer Frau gehört. In dem imposanten Steingebäude stehen die meisten Tische leer, denn Touristen verlieren sich kaum mehr hierher, und die Einheimischen trauen sich nicht aus dem Haus. Ich bestelle aramäischen Kirschwein, und aus der Speisekarte wähle ich eine Lammkeule mit Quitten. Von früher weiß ich noch, dass der prächtige Konak einst der armenischen Familie Tüfekçiyân gehörte und nach der Vertreibung der Armenier an den Aramäer Cercis Murat ging, wie ja überhaupt viele Mardiner sich damals armenischen Besitz aneigneten.

Der gehaltvolle Wein ist ziemlich herb, hinterlässt aber einen angenehmen Kirschgeschmack. Ich frage den Kellner, ob ich mir ein paar Flaschen davon mitnehmen kann, denn im Hotel möchte ich weitertrinken; wenn schon nicht in der Lobby, dann wenigstens auf meinem Zimmer. Der Kellner verneint und verweist mich an die aramäischen Silberschmiede in der Innenstadt, bei denen meist hausgemachter Wein zu haben sei.

Ich sinne nach, wer mir erzählen könnte, was genau Hüseyin zugestoßen ist. Alte Freunde aufzutreiben, dürfte nicht schwer sein, doch wer von ihnen würde mir die Wahrheit sagen? Und wer überhaupt wissen, was wahr und was falsch ist? Sollten auch sie die Flüchtlingsfrau Meleknaz für eine Teufelin halten, würde ich nichts von ihnen erfahren. Wer hat auf Hüseyin geschossen und warum, und wie ist es zugegangen, dass der Tod ihn trotz der zwei Schusswunden ausgerechnet in Amerika ereilte?

Auf dem Weg zum Hotel, das früher eine Medrese war, geht mir das alles durch den Kopf, der (zum Glück) inzwischen leicht benebelt ist, sonst würden all die Fragen mich um den Schlaf bringen. So aber träume ich von einer jungen Frau mit einem Teufelsschwanz.

ERWACHE AUS DEINEM TIEFEN SCHLAF, MEIN HÜSEYİN

Hüseyins Leichnam war von seinem Bruder Salim aus den USA nach Istanbul gebracht und von dort nach Mardin geflogen worden. Bei der Beerdigung versahen Klageweiber ihren Dienst, schlugen sich auf die Brust, rauchten sich die Haare und riefen immer wieder in so herzerreißendem Ton, wie aufrecht und tapfer Hüseyin gewesen sei, wie gutaussehend und wie sehr vom Unglück verfolgt, dass die Familienangehörigen nur noch mehr Tränen vergossen. Ich kannte die Klageweiber in ihren schwarzen Gewändern, sie gehörten zu jeder Beerdigung, und sie gaben sich für ihr Geld auch redlich Mühe. Wer ihnen zuhörte, hätte meinen können, die eigentlich Trauernden seien sie, und sie litten mehr Schmerz als die Familie des Toten. Auf Arabisch, Türkisch und Kurdisch riefen sie »Steh auf, Hüseyin, steh auf, was soll dieser Schlaf, dieser tiefe Schlaf, dein Pferd steht im Stall, deine Lämmer sind ohne Herr, lass alle Trauer fern von uns sein, steh auf Hüseyin, was soll dieser Schlaf?« Dabei legten sie beide Hände aufs Herz und wiegten den Oberkörper im Rhythmus der Musik. An Gesicht und Händen hatten sie violette Tätowierungen, und bei den meisten war auch die Unterlippe violett, weil sie glaubten, Fatima,

die Tochter des Propheten, sei von einem Sklaven gebissen und dabei an der Unterlippe verletzt worden. Meine Großmutter hatte sich auf die Brust Gazellen tätowieren lassen, und als ich sie einmal fragte, warum sie das getan habe, sagte sie, wenn sie bedrückt sei, sollten wenigstens auf ihrer Brust Gazellen herumspringen. Ob das nicht wehgetan habe, fragte ich, doch, natürlich, und wie, erst habe es geblutet und sehr geschmerzt, sieben Mal sei die Haut abgegangen, dann sei sie violett geblieben. Die Tätowiererinnen vermischten die Muttermilch von Frauen, die Mädchen säugten – Jungen eigneten sich nicht –, mit Ruß, tauchten darin drei Nadeln ein und fingen dann mit dem Stechen an. In der Schule hatte ich am Arm meines aramäischen Freundes Emmanuel ein tätowiertes Kreuz gesehen. Ich fragte ihn, warum er so etwas Blutiges und Schmerzhaftes über sich ergehen lasse. Wir tun das für unsere Religion, erwiderte er, aber das Gesicht lassen wir unangetastet.

An diesem düsteren Ort liegt meine Großmutter begraben, mein Großvater, mein Vater, meine Mutter. Ihr ungeratener Sohn ist schon vor der Beerdigung auf den Friedhof gekommen und hat die mit Unkraut überwucherten Gräber besucht. Fünf Minuten lang hat er unbeholfen davor herumgestanden, hat immer wieder die Namen und Daten gelesen und sich gesagt, meine Eltern sind da gar nicht, die gibt es nicht mehr. Was ist überhaupt noch drin, lauter Knochen? Er hatte gehört, bei den Griechen würden die Gebeine der Toten nach drei Jahren aus dem Grab geholt und bei Verwandten aufbewahrt; also waren nach drei Jahren wohl nur Knochen übrig. Sollte nicht auch er seine Eltern nach Istanbul mitnehmen? Wenn er sie dort jeden Tag vor sich hatte, würde ihm dann mit der Zeit verziehen, wie er sich benommen hatte, wie er seine El-

tern schmäählich verlassen und auf Mardin und seine ganze Herkunft herabgeschaut hatte? Natürlich nicht. Zumindest nicht, was seine Eltern anging. Die waren im Gegensatz zu ihrem verwestlichten Sohn bis ins Mark Menschen aus dem Osten, und auch wenn sie nunmehr kein Mark mehr besaßen, gehörten sie zumindest mit ihren Knochen und ihren Erinnerungen zu Mesopotamien.

In der Trauergemeinde gesellte ich mich zu einem hochgewachsenen, schnurrbärtigen Mann und flüsterte: »Ich wusste gar nicht, dass es noch Klageweiber gibt.«

Er sah mich an und erwiderte: »Tja, das ist eine alte Sitte, manche lassen welche kommen, andere nicht.« Dann blickte er wieder nach vorn. Offensichtlich sah er in mir lediglich einen neugierigen Trauergast.

»Als mein Großvater begraben wurde, waren auch welche da, Mehmet«, sagte ich.

Verdutzt wandte er sich wieder um und sah mich fragend an, bis sein Gesicht sich auf einmal erhellte. »Ibrahim«, sagte er. »Ibrahim?«

»Ja, Mehmet, ich bin's.«

Aus Pietätsgründen umarmten wir uns nicht, ja, schüttelten uns nicht einmal die Hand, doch als wir so gravitatisch nebeneinander standen, berührten wir uns kurz mit den Fingern, dann klopfte mir Mehmet zwei Mal auf den Rücken. Da sah ich, wie Aysel, die offensichtlich seit ihrer Kindheit nicht mehr an ihre Haare gerührt hatte, die beiden Zöpfe, die ihr bis zur Hüfte reichten, auf einmal abschnitt und sie ins Grab hinunterwarf.

DER GAST AUS DEM LALISCH-TAL

»Mensch, Ibrahim«, sagt Mehmet, »ich war ja so was von überrascht, jahrelang lässt du dich nicht blicken, und dann stehst du auf einmal neben mir, und noch dazu auf Hüseyins Beerdigung. Weißt du, ich habe oft mit ihm über dich geredet, wo du wohl bist und was du machst. Wir waren einfach neugierig, weil du doch so weit weg bist. Wir sind eisern in dieser Stadt geblieben, Ibrahim, es wäre uns gar nicht in den Sinn gekommen, woanders zu leben. Wir haben das Leben unserer Väter und Großväter fortgeführt, aber die Stadt hat sich verändert, wie du siehst, Mardin ist anders geworden, und wir ja vielleicht auch, wer weiß. Was aus den anderen geworden ist? Raif ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen, Muharrem hat Krebs gehabt, geht ihm aber wieder gut, er ist Autohändler, und Hüseyin ... Weißt du, dass hier eine Uni gegründet worden ist, für Krankenpfleger und so? Da hat unser Hüseyin studiert. Er war ja der Einzige von uns, der in der Schule immer gelernt hat, und Menschen helfen wollte er schon damals, weißt du noch? Genau, richtig, nicht mal Vögeln durften wir was zuleide tun. So mitleidig ist er auch später noch gewesen, eher mehr sogar. Wir sind auch keine Un-

menschen, aber er war schon außergewöhnlich. Er hat sich ständig für Arme, Kranke, Unterdrückte eingesetzt, nicht nur für Menschen, für alle Lebewesen. Du kennst doch die Esel, mit denen die oberen Stadtviertel beliefert werden, da wo die Gassen für Autos zu schmal sind. Die gehören seit Kurzem ganz offiziell zum Gemeindepersonal, aber davon haben sie nicht viel, die armen Viecher, denn sie sind noch genauso abgemagert und erschöpft und voller Wunden wie zuvor. Wenn Hüseyin Zeit fand, kümmerte er sich um die Tiere, schmierte Salben auf ihre wunden Stellen, behandelte ihre Krankheiten und redete liebevoll auf sie ein, und ob du's glaubst oder nicht, die Esel nickten dazu mit dem Kopf, als würden sie ihn verstehen. Einmal behauptete er gar, ein Esel habe vor lauter Dankbarkeit geweint. Wir zogen ihn damit auf, komm Junge, übertreib nicht, wie soll denn ein Esel weinen, aber in seiner naiven Art hat er immer wieder beteuert, es stimme schon, der Esel habe wirklich und wahrhaftig geweint. Hüseyin war schon ein ganz Besonderer, und wer hätte gedacht, dass es mal so mit ihm enden würde? Ja, hast recht, trinken wir auf ihn, Ibrahim, trinken wir auf den gutherzigsten Menschen der Welt.

Aber du kennst auch das Sprichwort: Allzu gut ist liederlich. Hüseyin hat es mit seiner Anteilnahme wohl übertrieben. Wenn er sich nicht gar so sehr diesen Lagern gewidmet hätte, wäre das alles nicht passiert, aber er war nicht zu bremsen, die vielen Flüchtlinge, die zu uns rübergeströmt sind, taten ihm so leid, da wollte er unbedingt helfen.

Du weißt, dass hier Hunderttausende von Syrern sind, in Zeltstädten, die haben es wirklich nicht leicht, aber wie sollte der arme Hüseyin die Not von so vielen Menschen lindern? Trotzdem tat er alles Menschenmögliche, rackerte sich ab, ja,

zerriss sich fast. Hätte ihn nicht derart das Mitleid geplagt, wäre er fast sorgenlos gewesen. Er hatte ein gutes Auskommen, war verlobt und stand kurz vor der Hochzeit. Was, du wusstest gar nicht von seiner Verlobten? Nein, von wegen Teufelin, ein Mädchen von hier, Safiye, wohlhabende Abstammung. Du meinst wohl das Mädchen aus dem Flüchtlingslager. Natürlich erzähle ich dir alles, soweit ich eben Bescheid weiß. Wir haben aber nicht alles kapiert, denn je öfter Hüseyin in das Lager ging, umso seltsamer wurde er. Es gibt da so eine französische Organisation, Ärzte ohne Grenzen, die den Flüchtlingen hilft, mit denen war Hüseyin unterwegs und hat sich in den Zelten um kranke Frauen und Kinder und um Verwundete gekümmert. Die können dort nicht richtig heizen, und was meinst du, wie viele schon verbrannt sind, weil sie mit irgendwelchen Behelfsöfen ein Feuer ausgelöst haben?

Das mit Syrien ist furchtbar, da sind so viele Menschen losgezogen, um dem Tod zu entgehen, aber hier bei uns finden sie auch keine Ruhe. Du hast recht, die meisten sind vor dem Islamischen Staat geflüchtet, aber manche auch vor den Regierungstruppen oder vor Al-Nusra. Schlecht geht es allen, aber am schlimmsten sind die Jesiden dran, deren Dörfer sind vom IS überfallen worden, allen männlichen Bewohnern über zehn wurde der Kopf abgeschnitten und die Frauen und Mädchen wurden mitgenommen und vergewaltigt und später verkauft. Die Jungen unter zehn werden zu IS-Kämpfern herangezogen. Wer den Massakern entkommen ist, hat sich ins Lalisch-Tal geflüchtet, das ist der heilige Ort der Jesiden, dahin ziehen sie sich immer zurück, wenn sie unterdrückt werden. Sie sind zwar vom IS dorthin verfolgt worden, aber kurdische Kämpfer haben sie verteidigt und die Angreifer vertrieben.

Das hat alles durchaus mit Hüseyin zu tun, sonst würde ich es dir nicht so ausführlich erzählen. In den letzten Monaten war er nämlich vor allem in Lagern der Jesiden; weil die am meisten gelitten haben, sind sie für Hüseyin zur fixen Idee geworden. Er redete andauernd von ihnen und erzählte, die ganze Geschichte über seien sie immer von allen Religionen ausgegrenzt worden, am schlimmsten sei es aber mit dem IS gewesen, der behaupte nämlich, Jesidenblut zu vergießen, sei nach dem Islam erlaubt, und wer Jesiden töte, komme sogar ins Paradies. Und warum das? Ich kenne mich da nicht aus, aber ein paar Leute haben mir gesagt, die Jesiden beten den Teufel an. Stell dir vor, den Teufel! Solche gibt es also auch. Mein Vater weiß da bestimmt besser Bescheid. Du erinnerst dich doch an meinen Vater? Ja, zum Glück lebt er noch, gerade ist er achtzig geworden. Er ist gesund und drahtig wie eh und je, nur die Augen machen nicht mehr so mit, drum kann er nicht mehr so viel lesen wie früher, aber im Kopf ist bei ihm noch alles in Ordnung. Ach ja, stimmt, hast recht, er gab Hüseyin damals Unterricht in Religion, nach der Schule, das hatte ich schon vergessen nach all der Zeit, bravo, du hast ein gutes Gedächtnis.

Er hat also diese Meleknaz in einem Lager kennengelernt, ich selber habe sie nicht gesehen, aber mir ist gesagt worden, es sei gar nichts Besonderes an ihr – so ein dunkelhaariges, mageres Mädchen –, und dass man gar nicht versteht, was er an ihr findet, aber na ja, wo die Liebe hinfällt ... Wegen ihr hat Hüseyin seine Verlobung aufgelöst, die arme Safiye hat sich die Augen ausgeweint. Sie hat gesagt, wenn er eine hübsche, wohlhabende Verlobte wie sie verlässt und stattdessen so einem armseligen Ding verfällt, muss dahinter irgendein Zauber stecken, und viele haben ihr recht gegeben, ich ja auch.

Mit Logik ist nicht zu erklären, was Hüseyin da angestellt hat. Noch dazu hat das Mädchen ein Baby, das blind auf die Welt gekommen ist. Ob sie vergewaltigt wurde oder verheiratet war, haben wir nicht herausbekommen. Beim Anblick der armen Jesidin mit dem blinden Baby hat Hüseyin wohl den Verstand verloren. Nach allem, was ich so gehört habe, hat er sich sehr bemüht, damit das Kind sehen kann, er hat es zu den französischen Ärzten gebracht, aber das hat nichts geholfen. Außer dem Baby hat Meleknaz anscheinend niemanden. Hüseyin hat sich an die Behörden gewandt und gesagt, er wolle das Mädchen heiraten, und in der Zeltstadt sollen sie sich nach jesidischem Ritus sogar verlobt haben, aber das haben wir und Hüseyins Familie erst später erfahren, und vielleicht war es auch nur ein Gerücht, genau weiß es keiner. Manche haben auch behauptet, zwischen Jesiden und Muslimen könne es gar keine Ehe geben und also sei das alles erlogen, na ja, ich weiß es nicht. Vielleicht haben sie sich einfach untereinander die Ehe versprochen. Jedenfalls hat Hüseyin es irgendwie geschafft, das Mädchen mit offizieller Erlaubnis aus dem Lager bringen, und dann ist er mit ihr schnurstracks zu seiner Mutter und hat gesagt: ›So, das ist meine Verlobte, Meleknaz heißt sie.‹

Seine Mutter ist erst mal in Ohnmacht gefallen. Du weißt ja, sie hat Safiye sehr gemocht, und die beiden Familien sind auch weitläufig miteinander verwandt. Als sie wieder zu sich gekommen ist, hat sie geklagt: ›Was werden jetzt die Leute sagen, du hattest eine bildhübsche Verlobte, und jetzt kommst du mit diesem Klappergestell daher.‹

Die Jesidin wartete draußen mit dem Baby auf dem Arm; dass sie Jesidin war, wusste damals allerdings noch keiner, und da sie kein Türkisch sprach, verstand sie nicht, was genau

geredet wurde, doch aus Gestik und Mimik heraus ahnte sie wohl, was los war, und darum wollte sie nichts wie weg; aber Hüseyin packte sie am Arm und hielt sie zurück. Er sagte: ›Mama, wenn ich noch dein Sohn bin, dann ist das da deine Schwiegertochter, und das solltest du so schnell wie möglich akzeptieren, sonst bin ich nämlich weg.‹

Aysel hat erzählt, ihren sonst immer so sanften Bruder habe sie noch nie so gesehen. Alle dachten, er sei irgendwie verrückt geworden, aber später haben sie eins und eins zusammengezählt und sind zu dem Schluss gekommen, dass hinter der Sache nur der Teufel stecken konnte. ›Mit einem bösen Zauber hat er meinem Bruder den Kopf verdreht, was sollte der arme Kerl da machen‹, sagte Aysel.

Jedenfalls blieb Tante Advije nichts übrig, als den Mund zu halten und das Mädchen hereinzubitten. ›Die betrat widerwillig das Haus‹, sagte Aysel, ›als würde sie damit nur uns einen Gefallen tun, sie sah keinem von uns ins Gesicht, lächelte nicht, sagte nichts, stand einfach nur fremd herum.‹

Das hochnäsige Mädchen hätte keinem von ihnen leidgetan, doch als dann Aysel das Baby auf den Arm nahm – und das nur nach gutem Zureden, denn erst wollte Meleknaz es nicht hergeben, aber Hüseyin streichelte ihr die Schulter und flüsterte auf sie ein –, da sah sie, dass das Kind blind war. Es habe ausgesehen, als hätten über den Augen des Babys zwei Wolken gelegen. Hübsch sei das Baby gewesen, ein liebes kleines Mädchen, aber eben mit einem Unstern behaftet. Einen Augenblick hatte Aysel schon gemeint, es sei Hüseyins Kind gewesen, aber das konnte ja nicht gut sein, er hatte Meleknaz gerade erst kennengelernt; wer weiß, wer der Vater des Kindes war, wohl irgendein Syrer. Aysel wollte das Baby ihrer Mutter reichen, aber die wehrte strikt ab, und wenn sie nicht gefürch-

tet hätte, ihren Sohn zu verlieren, hätte sie in ihrer resoluten Art das unglückselige Mädchen augenblicklich vor die Tür gesetzt, aber das konnte sie nun mal nicht, also zeigte sie sich wenigstens abweisend. Das sind Geschichten, was? So was von sonderbar.

Ja, ja, natürlich habe ich mit Hüseyin geredet und versucht, ihn umzustimmen, aber anstelle unseres alten Hüseyins war da auf einmal ein verbohrter, wortkarger Mann. Ich habe gesagt: ›Du tust so vielen Menschen weh damit, deiner Mutter, deiner Schwester und am meisten natürlich deiner Verlobten Safiye‹, aber ich konnte mir den Mund fusselig reden, er starrte doch bloß immer bockig vor sich hin.

›Dann erzähl mir doch wenigstens, was das für eine ist und wo du sie her hast‹, habe ich gesagt.

›Sie ist mit ihrem blinden Baby aus Syrien geflüchtet.‹

›Aha, sie hat dir also leidgetan, du bist ja ein weichherziger Mensch, ich sehe, wie dich das mitnimmt, aber man kann doch nicht jeden, der einem leidtut, gleich heiraten. Hilf ihr, sorg dafür, dass das Baby behandelt wird, tu meinetwegen was du willst, aber doch nicht so was. Du lässt deine Verlobte im Stich, verdirbst es dir mit deiner Familie, was soll denn das? Mir tun die Flüchtlinge selbst leid, die haben ihre Heimat verloren und müssen sich jetzt hier durchschlagen, aber was soll man denn tun, man kann nun mal nicht alle retten. Wenn du schon so sehr an diesem Mädchen hängst, dann hilf ihr ruhig, wie gesagt, ja, wir können ihr auch gemeinsam helfen, als aufrichtige Muslime können wir für sie und ihr Baby sorgen.‹

Da hat er endlich den Kopf gehoben, hat mich lange angesehen, und in seinem Blick war eine solche Verzweiflung, dass ich schon lügen müsste, wenn ich sagen würde, er hat mir nicht leidgetan. Nur wusste ich da noch nicht, warum er

so schaute, denn er hat es mir nicht gesagt. Mir war, als hätte sein Gesicht in genau dem Moment einen so schmerzlichen Ausdruck angenommen, als ich von den aufrichtigen Muslimen sprach.

›Was ist denn los, Hüseyin, was siehst du mich so weinerlich an?‹, fragte ich ihn. ›Habe ich etwa nicht recht, wir tun uns alle zusammen und retten das Mädchen.‹

Das Gespräch fand in meinem Laden statt, beim Tee, und als ich von Retten sprach, stand Hüseyin auf einmal auf und sagte: ›Da gibt es nichts zu retten, Mehmet, lass es gut sein, bemüß dich nicht umsonst.‹

›Was, hältst du uns für so unsozial?‹

›Nein, das nicht, aber da ist was anderes.‹

Ich hakte nach, aber er rückte mit der Sprache nicht heraus, bis er schließlich ging und mich mit meinen Fragen im Kopf allein zurückließ, und danach hat sich nie wieder ein Treffen mit ihm ergeben.

Ich war sehr geknickt und zugleich wahnsinnig neugierig. Da ist man mit einem seit der Kindheit unzertrennlich, und auf einmal hat er seltsame Geheimnisse vor einem. Zwei Tage drauf kam Aysel an meinem Laden vorbei, da habe ich sie angesprochen, ob wir nicht mal ein bisschen reden können, und da hat sie mir alles erzählt, und mir war, als hätte ich eine Kugel durch den Kopf gekriegt.

Ein paar Tage, nachdem Hüseyin mit dem Mädchen aufgekreuzt war, habe sich die Mutter ein wenig besänftigt, was sollte sie auch machen, die arme Frau, in ihrer Verzweiflung, und sie habe zu Aysel gesagt: ›Lassen wir ihm ein wenig Zeit, vielleicht kommt er ja wieder zu sich, und um den Zauber zu brechen, gehen wir zu Tante Tevhide, und wir lassen bewährte Hodschas für ihn beten, vielleicht ist er ja von bösen

Geistern verzaubert worden.« So hat die Frau sich zu trösten versucht, und wie hätten sie auch wissen sollen, wie es wirklich um die Sache stand; sie dachten ja, Hüseyin hätte ihnen eine muslimische Araberin angeschleppt. Das Mädchen habe ihnen dann jedenfalls beim Kochen geholfen, aber immer schweigend. Einmal hätten sie mitbekommen, wie Meleknaz ihr Baby in den Schlaf sang, aber in welcher Sprache das war, kriegten sie nicht heraus; Arabisch jedenfalls nicht, und Kurdisch auch nicht. Inzwischen sei Hüseyin zu Safiye gegangen und habe die Verlobung aufgelöst, dabei sei furchtbar gestritten worden, und Safiye habe Hüseyin angebrüllt, er habe ihre Ehre in den Dreck gezogen, doch sogar als sie ihm den Verlobungsring an den Kopf warf, habe er kaum reagiert.

Wenn ich jetzt weitertrinke, schlafe ich wahrscheinlich irgendwann am Tisch ein, aber ohne zu trinken, kann man das alles gar nicht erzählen. Was du jetzt zu hören bekommst, wird dich noch mehr wundern, also trinken wir erst mal. Auf Hüseyin!

Natürlich sind bald darauf alle möglichen Verwandten angetanzt, von denen manche sich klammheimlich über die Situation freuten, während andere wirklich betrübt waren, doch alle fragten immer wieder, wie denn so was möglich sei und warum die neue Schwiegertochter nicht mit ihnen rede, bis auf einmal herauskam, woran es lag, und das war auch wiederum höchst sonderbar. In der Küche waren Tante Adviye, Aysel und Meleknaz damit beschäftigt, für die im Wohnzimmer wartenden Gäste Speisen zuzubereiten. Aysel nahm also einen Kopfsalat aus dem Kühlschrank und fing an, ihn zu schneiden, da tat Meleknaz plötzlich einen Schrei und rannte nicht nur aus der Küche, sondern gleich aus dem Haus, in reiner Panik, ohne ihr Kind. Aysel und ihre Mutter sahen ihr

völlig verdutzt nach. Sie dachten nur, ist sie jetzt verrückt geworden, da strömten auch schon die Gäste in die Küche und fragten, was denn los sei, ob es Streit gegeben habe, dass das Mädchen schreiend rausgestürzt sei, als sei der Teufel hinter ihr her?

›Nein, überhaupt nicht‹, sagte Aysel, ›ich schwör's euch, sie hat gerade Böreks gemacht, und ich Salat, und auf einmal hat sie losgeschrien.‹

Alle schüttelten den Kopf und blickten sich ratlos an, ein Onkel Hüseyins aber sah sich in der Küche um und fragte schließlich Aysel: ›Du hast den Salat da geschnitten?‹

›Ja, ich habe ihn aus dem Kühlschrank geholt und gerade angefangen ...‹

Da schloss der Onkel die Augen, sagte einen arabischen Spruch, in dem das Wort Teufel vorkam, und erklärte dann: ›Die ist Jesidin.‹

Die anderen schrien auf, wiederholten den Spruch des Onkels und sagten ehrfürchtig die erste Sure des Korans auf. Dann wurden Gebetsketten herausgeholt, wurde mit Harmalkraut das ganze Haus verräuchert, wurden Formeln gesprochen, und das alles, um den Teufel zu vertreiben. Jetzt wirst du dich fragen, wie dieser Onkel der Sache auf die Spur gekommen ist. Nun, ich hätte es nicht gewusst, aber anscheinend ist es so, dass die Jesiden sich vor nichts mehr fürchten als vor Kopfsalat. Nicht mal das Wort sprechen sie aus, geschweige denn, dass sie Kopfsalat anfassen oder gar essen würden. Tja, mich hat das genauso verwundert wie dich, ich sah da keinen Sinn dahinter, aber als ich später herumfragte, wurde mir alles bestätigt. Manche behaupten, dass der Teufel, den die ja anbeten, sich in Salat versteckt, und andere sagen, dass in der Sprache der Jesiden das Wort Salat so ähnlich klingt wie das Wort

Gott. Mein Vater könnte dir das besser erklären, in solchen Sachen kennt er sich aus. Sowieso hat er Hüseyin damals zu sich gerufen und ihm Ratschläge erteilt, schließlich war er mal sein Lehrer.

Mit meinem Vater? Natürlich kannst du mit dem reden, du weißt ja, wie gern er dich mochte, aber jetzt schläft er, es ist ja schon spät, komm einfach morgen wieder. Oder übernachte doch gleich bei uns, dann musst du nicht um diese Zeit noch bis zum Hotel gehen, meine Frau richtet dir das Gästezimmer her, also tu mir den Gefallen und bleib, morgen früh können wir dann gemeinsam frühstücken, Mensch, nach all den Jahren, und morgen Mittag gibt's Meftune, das hast du bestimmt schon lang nicht mehr gekriegt.«